

# Aus der eigenen Quelle trinken

## Spiritualität von unten

Zum 500. Geburtstag von Teresa von Ávila<sup>1</sup>

### 1. Burnout

Immer mehr Menschen klagen darüber, ihren Alltag nicht mehr bewältigen zu können und keine Kraft mehr zu haben, weil sie sich ausgebrannt fühlen. Burnout – das ist die Krankheit unserer Tage. Meist ist die Erschöpfung das Ende eines langen Weges. Er beginnt mit idealistischer Begeisterung. Voller Engagement widmet man sich einer Tätigkeit und steckt alle Energie in dieses Tun. Doch dann gerät man an Grenzen, muss Misserfolge verkraften, stößt auf Unverständnis und Widerstände. Gegen alle Desillusionierung hält man an den eigenen Bildern fest, bis zuerst die Lust und dann die Energie schwinden. Lähmung ergreift das Leben, nichts mehr bewegt sich.

Überforderung erwächst aus dem Wunsch, Erwartungen zu erfüllen, die nicht erfüllbar sind. Das können Erwartungen anderer Menschen im Beruf und in der Familie sein, aber auch Erwartungen, die man an sich selber stellt, und denen man nicht gerecht werden kann, weil sie gar nicht zu einem passen. Um diese Ansprüche zu befriedigen, beutet man sich aus, geht an die Substanz bis man sich selber fremd geworden ist.

Man könnte sagen, Burnout ist auch das Resultat einer bestimmten Lebenseinstellung, die die eigene Endlichkeit und Begrenztheit, die *conditio humana*, nicht wirklich wahrhaben will.

Nicht nur eine einzelne Personen können ausbrennen, sondern auch Gemeinschaften. Auch Pfarrgemeinden, in denen die Kirche konkret erfahrbar wird, sind vor diesen Gefahren nicht gefeit. Gerade die Umbruchzeit, die die Kirche in diesen Tagen erlebt, ist eine kritische Zeit, in der angesichts von Sachzwängen die Menschlichkeit schnell aus dem Blick gerät. So wenn im Rahmen von Gemeindezusammenlegungen, Strukturdebatten und Aufgabenbeschreibungen Haupt- und Ehrenamtliche von der Kirchenleitung überfordert werden, oder an sich selber Ansprüchen stellen, die maßlos und von keinem Menschen zu bewältigen sind. Dann passiert das, was jetzt schon zu beobachten ist. Eine Lähmung ergreift die Kirche. Sie beschäftigt sich zunehmend nur noch mit sich selbst, getrieben von der Not, zu überleben. Oft geben sich die Verantwortlichen damit zufrieden, wenn zumindest formal die Struktur aufrechterhalten werden kann. Lebendigkeit, Kraft und Tiefe gehen verloren. Menschen, die nach Spiritualität suchen, wenden sich deshalb zunehmend nicht mehr an die Kirche, sondern suchen an anderen Orten nach geistlicher Nahrung.

---

<sup>1</sup> Der Text basiert auf der Fastenpredigt vom 21. März 2015 in der Pfarrei St. Hedwig in Frankfurt- Griesheim.

Wie gut wäre es da - für den Einzelnen und die Gemeinschaft - eine Quelle zu kennen, aus der man Kraft schöpfen und an deren Wasser man sich regenerieren könnte.

Oder besser noch: Wie gut wäre es, wenn ich diese Kraft nicht im Außen suchen müsste, sondern wenn die Quelle direkt in mir selber wäre, wenn da in meiner eigenen Mitte eine Verbindung zu dem Lebensfluss wäre, der größer ist als ich selbst, wenn ich eine Verbindung hätte zu dem Urgrund des Lebens, das Geheimnis, das wir Gott nennen.

Teresa von Ávila, die am 28. März ihren 500. Geburtstag feiert, hat einiges zu diesen Fragen und Problemen zu sagen, nicht nur theoretisch, sondern aus eigener Erfahrung. Denn sie hat in ihrem Leben beides erlebt: das Ausgebranntsein und die Lähmung, die sich bei ihr auch psychosomatisch in körperlicher Erstarrung zeigte.

Aber sie hat auch nach langem Suchen die Quelle gefunden, aus der das Wasser des Lebens strömt, das nicht nur das eigene Leben, sondern auch das Leben von Gemeinschaften von innen her verwandelt und belebt.

Das was sie auf ihrem ganz individuellen Weg gefunden hat, und deshalb zunächst einmal eine ganz persönliche Sache ist, war für sie so wertvoll, dass sie es nicht für sich behalten konnte. Sie musste es anderen Menschen weitererzählen; so setzte sie ihre ganze Energie ein, um Menschen einen Weg zu dieser lebendigen Quelle zu zeigen. Sie schrieb Bücher und Briefe, sie gründeten Klöster und wirkte als Seelsorgerin und Beraterin. Immer trieb sie auch die Sorge um die Kirche und ihre Verlebendigung um. Teresa von Ávila, die als Frau in Spanien im 16. Jahrhundert eine formelle theologische Bildung verschlossen war, entwarf keine spekulativen Theorien oder abstrakte theologische Lehren. Sie erzählt vielmehr von ihren Erfahrungen und ihren Erlebnissen, und sie macht das so lebendig, dass man noch heute beim Lesen ihrer Bücher den Eindruck hat, mit ihr in ein persönliches Gespräch zu treten. Das, was sie zu sagen hat, hat Autorität, auch wenn Teresa kein kirchliches Lehramt innehatte – das wollte Papst Paul VI zum Ausdruck bringen, als er Teresa von Ávila 1970 als erste Frau der Geschichte zur Kirchenlehrerin erhob. Ein später Triumph, könnte man sagen, nach all den Vorwürfen, Verdächtigungen und Beschuldigungen, die sie zu Lebzeiten gerade von Kirchenleuten erlebt hatte.

## **2. Das Menschwerdungskloster**

Teresa lebte von 1535 bis 1562 insgesamt 27 Jahre im Menschwerdungskloster vor den Toren Ávilas. Zu ihrer Zeit lebten in diesem Konvent bis zu 180 Schwestern – ein XXL Kloster, könnte man sagen. Auf dem ersten Blick wird klar: das sind viel zu viele Menschen, um ein intensives spirituelles Leben zu führen. Parallelen zu den „Gemeinden neuen Typs“ sind rein zufälliger Art.

Angefangen hatte in Ávila alles im Jahre 1478 ganz bescheiden. Vierzehn Frauen lebten in einem Haus zusammen und orientierten sich als Beatinnen (Beginen) spirituell an der karmelitischen Lebensform.<sup>2</sup>

Bald schon wurde das Projekt Opfer seines eigenen Erfolgs. Die Gemeinschaft hatte immer mehr Zulauf, sie wuchs und wuchs, ohne dass einer den Zulauf gesteuert hätte. Als die Schwestern 1495 ein Grundstück auf dem Gelände des ehemaligen jüdischen Friedhofs vor den Stadtmauern geschenkt bekamen, errichteten sie ein Kloster, das am 4. April 1515 (am Tag der Taufe Teresas) eingeweiht wurde. Das war das Kloster, in das die 20 jährige Teresa im Jahre 1535 eintrat.

180 Frauen unter einem Dach – ein kontemplatives Leben, wie Teresa es eigentlich gesucht hat, war in diesem Kontext nur schwer möglich. Halbherzig war auch die Motivation, die viele Frauen in das Menschwerdungskloster brachte. Faktisch war der Konvent vor den Stadtmauern zu einer Zufluchtsstätte höherer Töchter geworden, Frauen, die man nicht verheiraten konnte, oder die nicht heiraten wollten und für die – in der damaligen Gesellschaft – sonst kein Platz vorgesehen war. Töchter aus Adelshäusern und reichen Kaufmannsfamilien wollten ihren ererbten Status und ihre Privilegien mit dem Klostereintritt nicht einfach aufgeben. Viele von ihnen, sicher nicht alle, wollten das Gewohnte einfach weiter fortsetzen, in einer anderen Umgebung. So wie es war, so sollte es bleiben – eine Haltung, die ja auch heute noch im kirchlichen Kontext ab und zu vorkommen soll.

Im Kloster herrschten deswegen dieselben sozialen Unterschiede, von der die spanische Gesellschaft dieser Zeit geprägt war. Während wohlhabende Schwestern als Zellen kleine Apartments hatten, teils mit eigener Küche und Bediensteten, gab es auch arme Schwestern, die in Schlafsälen übernachteten und die zu Zeiten zu wenig zu essen hatten und hungern mussten.

Teresa, die sich damals noch Doña Teresa de Ahumada nannte, gehörte zu den privilegierten Schwestern; in ihrer 2 –Zimmer Zelle führte sie ein komfortables Leben, das ihr ein festes Einkommen aus dem Erbe der Eltern ermöglichte. Teresa war im Kloster sehr angesehen: zum einen, weil sie dem Adel entstammte<sup>3</sup>, dem man *per se* mit Respekt begegnete. Aber auch wegen ihrer persönlichen Ausstrahlung und ihres offenen Wesens erhielt Zuspruch. Mit vielen stand Teresa im Gespräch und Kontakt; sie hatte eine große Einfühlungsgabe, wusste schnell, was in anderen vorging und was sie brauchten. Das war ihre große Stärke, die ihr bei den Klostergründungen auch noch sehr dienlich sein sollte. Aber ihre Stärke war zugleich ihre Schwäche. Denn Teresa verstrickte sich in den Beziehungsnetzen. Sie blieb nicht bei sich

---

<sup>2</sup> Ein Blick auf die Gründerin wirft – nebenbei bemerkt - ein interessantes Licht auf das Thema Zölibat in der damaligen Zeit. Die Stifterin Dona Elvira Gonzalez de Medina hatte das Haus von einem Domkapitular, also eines hohen Kleriker, geerbt, mit dem sie jahrelang in einer festen Beziehung, aus der auch vier Kinder hervorgegangen sind, gelebt hatte. Vor dem Konzil von Trient war ein solches Zusammenleben zwar ungewöhnlich, wurde aber nicht als verwerflich angesehen.

<sup>3</sup> Dieser Adel war allerdings nicht wirklich ererbt, sondern von ihrem Großvater erkaufte worden. Mit dem Erwerb des Adelstitel wollte Teresas Großvater seine jüdische Abstammung verschleiern und die Diskriminierung, die Conversos (Neuchristen) in der spanischen Gesellschaft dieser Zeit zu erleiden hatten, abwenden.

selbst, sondern war mit ihren Gefühlen und Gedanken ganz bei den Bedürfnissen der anderen. Sie wollte niemand enttäuschen, denn sie suchte nach Anerkennung und Wertschätzung. Sie brauchte die Menschen zur Stärkung ihres Selbstwertgefühls, reflektiert sie später. Die Beziehungen waren nicht selbstlos.

### 3. Die Sehnsucht

Und doch gab es auch noch eine andere Seite in ihrem Wesen: eine tiefe Sehnsucht nach einem Leben aus der Mitte und dem Wunsch nach einer persönlichen Gottesbeziehung. Sie hatte vom inneren Gebet, der Kontemplation gelesen<sup>4</sup> und auch schon erste Erfahrungen damit gemacht. *Eigentlich* wollte sie diesen Weg gehen. Und doch ließ sie sich gerne ablenken. Immer wieder verlor sie den Faden, um ihn dann wieder mühevoll aufzunehmen, nur um ihn wieder zu verlieren. Fast zwei Jahrzehnte lang konnte sie sich nicht entscheiden, ihr Leben *ganz* auf Gott auszurichten. Sie schaffte es nicht, der Versuchung von Zerstreuung und Tratsch eine klare Absage zu erteilen. Das führte zu einer fast nicht mehr ertragbaren Zerrissenheit. Teresa versuchte die Gegensätze in Einklang zu bringen, was sie aber überforderte und seelisch und körperlich lähmte. In ihrer Autobiographie fragte sie sich, wie sie das alles hat so lange aushalten können. Sie schreibt:

*„Fast 28 Jahre war es ein ständiges Fallen und Wiederaufstehen, es war kein gutes Aufstehen, da ich immer wieder fiel, denn weder erfreute ich mich an Gott, noch fand ich in diesen Kontakten zur Welt meine innere Ruhe“ (Vida 8,2)*

Es war ein langer Weg, den Teresa gehen musste, bis sie zur gefeierten Mystikerin, Klostergründerin und Kirchenlehrerin wurde. Den Einblick den sie in ihr Scheitern und Suchen und in ihre Schwächen und Grenzen gewährt, macht sie so menschlich und nah.

Der schmerzhaft Lernprozess war nötig, um zuletzt die Weite und Freiheit zu finden, die ihr die Kraft gab, anderen Menschen zu einer mystischen Erfahrung zu führen. Später wird sie sagen, dass man zu Gott nur kommen kann, wenn nicht sich selbst und der eigenen Dunkelheit ausweicht, sondern bei sich selbst bleibt.

Kontemplation gibt es nicht ohne Selbsterkenntnis. Das ist für sie eine der wichtigsten Grundsätze. Auf dem spirituellen Weg geht es darum, immer mehr zur eigenen Wahrheit zu kommen. Teresa spricht von *humildad*, Demut, die nötig sei. Es geht ihr nicht darum, sich kleiner zu machen als man ist, sondern darum, die eigene Begrenztheit und Endlichkeit anzunehmen. Es wäre falsch, die eigene Angewiesenheit auf Zuwendung und Akzeptanz zu überspielen; man soll auch den vergeblichen Versuch aufgeben, sich durch Anstrengung und Willenseinsatz selber retten zu wollen. Den Trost, den wir existentiell suchen, kann allein die Zuwendung Gottes stillen. Und diese werde geschenkt.

---

<sup>4</sup> Vor allem das Buch „Geistliches Alphabeth“ von Francisco de Osuna, das Teresa von ihrem Onkel anvertraut bekommen hatte, spielte dabei für sie eine entscheidende Rolle. Über Jahre war es ihr einziger Ratgeber, schreibt sie.

Diese tiefe Erfahrung Teresas, gleicht den Erfahrungen des Paulus und Martin Luthers, die in dessen Rechtfertigungslehre theologisch reflektiert ist. Interessant wäre es hier, weiter zu denken.

#### **4. Askese und Mystik**

Im Rückblick kann man über das Leben Teresas sagen: So unvollkommen die Situation im Menschwerdungskloster und so ambivalent das Verhalten Teresas auch waren, so unumgänglich war dieser Weg für ihre innere Entwicklung. Das Menschwerdungskloster wurde zum Kloster, in dem auch Teresa zum Menschen wurde.

Zu der „Menschwerdung“ Teresas gehört ihre dezidierte Ablehnung von Rigorismus und Strenge im geistlichen Leben. Viele Ordensreformen in Spanien setzten Erneuerung mit Askese gleich. Auch Teresa war ein Willensmensch und kämpfte immer wieder gegen sich an.

Das war nicht ganz falsch. In ihrem letzten Werk, der Seelenburg, spricht sie von „Entschlossenheit“, die nötig sei, damit man überhaupt anfangen kann mit dem inneren Gebet. Denn aus eigener Erfahrung wusste sie, dass es viele Ablenkungen gibt, die einen abhalten, mit sich selbst Kontakt aufzunehmen und im Inneren der Seele nach Gottes Gegenwart zu suchen. Es gibt „gelähmte Seelen“, schreibt sie, die ganz mit den Äußerlichkeiten und dem Alltag beschäftigt seien, und die gar nicht auf die Idee kämen, nach innen zu gehen. Andere wollten diesen Weg zwar gehen, gäben aber schnell auf, weil sich vermeintlich „wichtigeres“ meldete. Entschlossenheit ist nach Teresa also nötig, doch Zwang lehnt sie ab.

Vielmehr rät sie, der Sehnsucht Raum zu geben. Leise und unaufdringlich ruft Gott den Menschen, wie ein Hirte, der auf seiner Flöte spielt und mit seinen Melodien die Seele anlockt. Dieses Lied solle einen leiten und nach innen führen.

Nicht Härte und Strenge, sondern Geduld und Sanftheit führen weiter, so Teresa. Allein den eigenen Willen durchzusetzen, führe zur Lähmung.

Teresa formuliert hier nicht nur wohlfeile Ratschläge von außen. Sie hat den Wahrheitsgehalt dieser Sätze am eigenen Leib erfahren. Schon bald nach ihrem Klostereintritt war sie so schwer erkrankt, dass sie außerhalb der Stadt Ávila Hilfe bei einer Heilerin in Beceda suchte.<sup>5</sup> Deren Behandlung verschlimmerte allerdings nur ihren Zustand; völlig gebrochen kam sie zurück ins Kloster. Sie fiel ins Koma und als nach drei Tagen immer noch kein Lebenszeichen von ihr zu bemerken war, bereiteten die Angehörigen schon ihre Beerdigung vor. Drei Jahre lang sollte es dann noch dauern, bis die Lähmung von ihr wich.

Die Zeit im Krankenzimmer war für ihre innere Entwicklung eine wichtige Zeit. Denn zurückgeworfen auf sich selbst, fand sie Kraft im inneren Gebet: Sie stelle sich Jesus in seiner Menschheit vor, verrät sie. Jesus sei für sie ein Freund, bei dem man sein dürfe, wie man ist

---

<sup>5</sup> Hinzuzufügen ist allerdings auch, dass Teresa Krankheiten, die ihr Leben prägten, nicht allein psychosomatische Ursachen hatten, sondern wahrscheinlich der Infektionskrankheit Brucellosis geschuldet waren.

und bei dem es schön sei, einfach da zu sein. Für Teresa ist „Freundschaft“ das entscheidende Bild, um das Wesen der Kontemplation zu beschreiben.

Als Teresa nach diesen drei Jahren wieder ein normales Leben führen konnte, fiel sie in ihre alte unentschiedene Lebensweise zurück. Wieder fühlte sie sich zerrissen zwischen Kontemplation und Konversation, zwischen der Welt und Gott; und dieses Mal, nach den guten Erfahrungen des Gebetes, fühlten sich die Abstürze in die Entfremdung noch bitterer an. Teresa war enttäuscht über sich selbst und machte sich Vorwürfe, ja sie meinte sogar, dass sie unwürdig sei, ein kontemplatives Leben zu führen und gab deswegen zeitweise das innere Gebet sogar auf. Eine Entscheidung, die für sie im Nachhinein so fatal war, dass sie später warnt, sich nicht von solchen Impulsen irritieren zu lassen.

1554, Teresa war inzwischen 39 Jahre alt und in ihrer Lebensmitte angelangt, geschah etwas völlig Unerwartetes. Sie sah eine Darstellung des leidenden Christi, eine Figur, die sie zutiefst erschütterte. Die Liebe Jesu, die sich in seiner Bereitschaft zum Leiden und Tod ausdrückt, berührte sie tief und sie spürte, dass diese Liebe auch ihr galt. In Tränen aufgelöst gelobt sie, die „Seinige zu werden“. Sie fühlt sich mit Jesus so verbunden, dass sie sich später nicht mehr Doña Teresa de Ahumada, sondern Teresa de Jesús nennen wird.

Dieses Erlebnis war so einschneidend, dass es ihr Leben in zwei Hälften teilt. Bis hierher (1515-1554), so überlegt sie, war es geprägt von asketische Anstrengung, Mühen, Erfolgen und Niederlagen. In dieser Zeit hat sie mit sich selbst Raubbau betrieben und aus eigenen Reserven gelebt und dabei erfahren, wozu das führt. Ab diesem Ereignis (1553-1582) überließ sie sich immer mehr dem Wirken Gottes, ohne Angst um sich selbst; die mystische Periode begann, die Quelle war gefunden.

## **5. Bilder für die Verwandlung**

Teresa widmete sich jetzt entschieden dem inneren Gebet und löste sich von der Lebensweise, die ihr nicht gut tat. Je vertrauensvoller sie sich losließ, desto stärker wurde sie von Gottes Nähe beschenkt. Sie erlebte einen intensiven Prozess der Umwandlung, in dem das alte Ego starb und ihr wahres Wesen und Gottes Gegenwart in der Seele zum Vorschein kamen. In ihrem Buch der Seelenburg vergleicht sie diese Verwandlung mit der Metamorphose einer Raupe zum Schmetterling, die nur möglich ist, wenn die Raupe ihre alte Lebensform aufgibt und in ihrem Kokon „stirbt“.

Im Nachhinein reflektiert Teresa ihre Erfahrungen in Bildern, mit der Absichten, anderen Menschen eine Orientierung auf ihrer inneren Suche zu geben.

In ihrer Autobiographie etwa vergleicht sie die Seele mit einem Garten. Man könne die Seele vernachlässigen, wie man einen Garten verwildern lassen könne. Aber man könne auch einen Freiraum schaffen, den Garten der Seele roden, damit die Seele sich entwickeln könne. Die Pflanzen im Garten entsprechen nach Teresa den Tugenden, also innere Haltungen, die einzuüben sind, genauso wie man Pflanzen pflegen müsse. Nur dann könne die Seele, wie die Pflanze, fruchtbar werden für andere. In all dem sei der Mensch gefordert, mit seiner

Anstrengung und Einübung (Askese). Doch auch wenn all diese Vorarbeiten geleistet wären, fehle immer noch das Entscheidende: das Wasser – für Teresa ein Bild für die Zuwendung Gottes. Die verschiedenen Phasen des Gebetslebens gleichen nach Teresa nun verschiedenen Wegen, wie der Garten zu seinem Wasser komme.

Am bekanntesten aber ist das Bild, das Teresa in ihrem letzten Werk entfaltet: die Seelenburg. Sie vergleicht die Seele mit einer Burg, die viele Kammern und Wohnungen habe. Alle Wohnungen der Seele seien um eine Mitte gebaut, um die Wohnung, in der Gott wohnt. Er wartet dort, wie ein Bräutigam auf seine Braut, dass die Seele zu sich selbst und damit zu ihm finde. Hier in der eigenen Mitte, berührt die Seele Gott, hier liegt die Quelle, von der das Wasser des Lebens entspringt.

Teresa fordert auf, in diese Burg einzutreten und die einzelnen Wohnungen zu durchschreiten. Wenn man den Dunkelheiten nicht ausweiche, lerne man sich selbst immer besser kennen, und könne erfahren, wie Gott in allem schon am wirken sei. Geleitet von der Sonne, die aus der Mitte heraus alle Winkel der Seele mal mehr mal weniger erleuchte, deren Schein aber selbst in der gottlosesten Situation nicht fehle, könne der Mensch immer weiter voranschreiten. Nötig sei die Bereitschaft, weiter zu gehen und loszulassen, in einer wachsenden Verbundenheit mit Gott.

Teresa spricht von sieben Wohnungen und ordnet jeder Wohnung eine bestimmte Phase auf dem inneren spirituellen Weg zu. Doch gleichzeitig macht sie deutlich, dass man das Modell nicht zu buchstäblich nehmen und nicht engführen dürfe, denn Gott führe jeden Menschen auf seinem eigenen Weg, was letztlich mit keinem Modell zu erfassen sei.

In diesem Zusammenhang thematisierte sie auch Erfahrungen wie Visionen und Auditionen, auf die man Mystik oft reduziert. Teresa hatte eine sehr bodenständige Meinung zu diesen Dingen. Für sie sind alle außeralltäglichen Erfahrungen kein Selbstzweck und keinesfalls das Ziel der Mystik. Vielmehr sind sie nur ein Mittel Gottes, die Liebe des Menschen zu entfachen. Ob eine solche Erfahrung gottgegeben oder eingebildet ist, zeigt sich nach Teresa an den konkreten Wirkung, vor allem im Zuwachs der Nächstenliebe.

In der Seelenburg schenkt Teresa von Ávila uns ein unübertreffliches Modell für den inneren Prozess eines Menschen, der sich dem Wirken Gottes überlässt, seine Selbstentfremdung überwindet und immer mehr mit sich selbst in Übereinstimmung kommt.

## **6. Klostergründungen**

Teresa hat für sich die Lebensquelle in der Gottesbegegnung gefunden und aus ihr Kraft für ihr Wirken geschöpft. Und das, was sie für sich ganz persönlich erfahren hat, war für sie so wertvoll, dass sie es nicht für sich behalten konnte, sondern andere daran teilhaben lassen wollte.

Und damit beginnt eine ganze neue Zeit in ihrem Leben. In dem Moment, in der sie innerlich Ruhe und Trost gefunden hat, beginnt die Zeit voller äußerer Unruhe. Es ist die Zeit der Klostergründungen.

Alles beginnt mit ihrer ersten Gründung in Ávila. Teresa spürte zunehmend, dass das Leben im Menschwerdungskloster für sie nicht mehr passte. Bald merkte sie, dass das Neue nicht im Alten leben kann, so wie Jesus vom jungen Wein sprach, der nicht in alte Schläuche gehöre. Je mehr sie sich und ihre Einsichten ernster nahm, desto stärker wuchs der Wunsch, eine neue Form von Kirche zu schaffen. Sie wollte ein Kloster gründen, das - durch die Errichtung einer Klausur - einen Schutzraum gegen alle Fremdeinflüsse bieten würde, so dass sich in ihm die Seelen ohne Zwang entwickeln könnten.

Gegen alle Widerstände, die nicht gering waren, setzt sie diesen Traum in die Tat um und gründet 1562, inzwischen 47 Jahre alt, das Kloster San José in Ávila. Vier Jahre später ging es weiter: Die letzten 15 Jahre ihres Lebens wird Teresa immer auf Achse sein. Sie wird 17 Frauen- und 2 Männerklöster gründen und so ihren Beitrag zu einer Erneuerung der Kirche leisten.

Es ist spannend in ihrem „Buch der Gründungen“ zu lesen, welche Mühen Teresa für diese Mission auf sich genommen hat. Mit dem ihr eigenen Humor erzählt sie auch, welche komische und witzige Situationen sie dabei erlebt hatte. Auch die Erfolge kommen nicht zu kurz. Erhellend ist es, zu lesen, wie oft Teresa für ihre Sache kämpfen musste. Es galt ganz praktische Aufgaben wie z.B. den Kauf von Häusern und deren Finanzierung und Einrichtungen zu regeln. Teresas diplomatisches Geschick war gefragt, wenn sie bei den kirchlichen Autoritäten die Erlaubnis für eine Gründung einholen musste. Oft klagt Teresa über die Belastungen und den Zeitdruck. Sie führte in dieser Zeit ein Leben, dessen Arbeitsbelastung den Herausforderung mancher von uns heute gleicht.

Und doch ist sie auch in diesen Zeiten mit der inneren Quelle verbunden. Sie hat erfahren und vermittelt an andere, dass Gott nicht nur an den frommen Orten wohnt und zu besonderen Zeiten anwesend ist, sondern in allen Dingen zu finden ist und in allen Menschen am wirken ist. Schwestern, die sich z.B. über die Hausarbeit beschwerten und lieber Zeit für fromme Betrachtung hätten, schreibt sie:

*„Betrübt euch nicht! Wenn ihr verpflichtet seid, „äußere“ Aufgaben zu übernehmen, so bedenkt, dass euch der Herr auch in der Küche inmitten der Kochtöpfe nahe ist und euch sowohl innerlich wie äußerlich beisteht.“ ( Klostergründungen 5,7)*

Inneres Gebet, für das Teresa wirbt, ist für sie weniger eine spirituelle Methode, die nur in einem bestimmten Setting funktioniert, sondern eine Haltung, das ganze Leben in der Gegenwart Gottes zu leben. Diese Einsicht Teresa, macht ihren Impuls für alle von uns so anschlussfähig, die wir nicht in einem Kloster in Klausur leben

Teresa lädt auch uns heute ein, Oberflächlichkeiten hinter uns zu lassen und ein inneres Leben zu beginnen bzw. zu vertiefen. Dafür sollen wir uns alle Mittel und Unterstützungen suchen, die wir brauchen. Sie ruft uns über die Jahrhunderte hinweg gewissermaßen zu: Tretet in die Seelenburg ein, geht nach innen, dort auf dem Grund der Seele wohnt Gott, die Quelle des Lebens.

## 7. Mut zur Veränderung

In ihrer Zerrissenheit und in ihrem existentiellen Ringen wirkt Teresa hochmodern. In ihren Schriften und an ihrem Leben kann man aber auch entdecken, wie es gelingen kann, aus dem Kreisen um das eigene Ego auszusteigen. Sie zeigt den Weg zur Quelle des Lebens, an die auch wir uns anschließen können, um aus ihr, aus Gott, heraus zu leben.

Terasas Impulse richteten sich an jeden einzelnen Menschen, ganz individuell. Sie können aber auch unser Gemeinschaftsleben befruchten.

Die Kirche steht heute vor schwierigen Aufgaben: die alte Form der Kirche passt zunehmend nicht mehr, eine neue ist aber noch nicht gefunden. Aus Ratlosigkeit heraus versuchen die Kirchenleitung das alte Konzept mit immer weniger Ressourcen und Personal aufrecht zu erhalten. Dass das nicht klappt, und die beteiligten Menschen überfordert, wird langsam aber sicher wahrgenommen. Ein Paradigmenwechsel ist angesagt.

So unüberschaubar und deshalb auch beängstigend dieser Prozess ist, Teresa von Ávila könnte uns lehren, vor einer solchen Verwandlung keine Angst zu haben. Und sie würde daran erinnern, dass eine wirkliche Erneuerung nur von innen kommen kann. Der Weg beginnt damit, dass jeder einzelne sich innerlich auf den Weg macht auf der Suche nach der Lebensquelle und sich dabei bereitwillig von allem trennt, was ihn hindert, aus dieser Mitte heraus zu leben.

Teresa von Ávila entwickelt eine Spiritualität von unten, in der die eigene Erfahrung die entscheidende Rolle spielt. Allein ein spiritueller Transformationsprozess, auf den sich jeder für sich einlassen muss, hat die Kraft eine wirkliche Veränderung im Außen zu bewirken. Teresa kann uns Mut machen, diesem Prozess nicht auszuweichen. Die Gewissheit, dass dies ein guter Weg ist, drückt sich in dem Gebet aus, das Teresa zugesprochen wird und mit dem ich meine Überlegungen enden lassen will:

*Nichts soll dich ängstigen,  
Nichts dich erschrecken,  
Alles vergeht,  
Gott bleibt derselbe.  
Geduld erreicht alles;  
Wer Gott besitzt,  
Dem kann nichts fehlen:  
Gott allein genügt*